Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 24

Artikel: Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor: Auerbach, Berthold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638650

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 15. Juni

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Abendandacht.

Von Cajetan Binz.

Der blaue Himmel glüht sich langsam aus,
Und alle Wolken fahren still nach Haus
Und nehmen jenes sanfte Leuchten mit,
Das von den Bergen durch den Abend glitt.

Nun ragt der Himmel wie ein dunkler Dom,
Indes der schwärmerische Weihrauschstrom
Der Abendlüfte um die Menschen schwärmt
Und jede Arbeit endigt, die noch lärmt.

Nur eine große Kirche ist die Welt,
Und Gott ist's selber, der die Andacht hält,
Und seine Worte glühen blühend auf:
Am ew'gen Himmel strahlt der Sterne Hauf.

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach. 12

Vierzehntes Kapitel.

Von einem verirrten Menschenkind.

Im Hause des Schilder-David war's unterdes als ob das nicht mehr ein kleines Haus wäre, das einer kleinen Familie gehört. Alles ging aus und ein und manche ließen sogar die Tür offen, die die Frau des Schilder-David jedesmal leise zumachte, ohne ein Wort zu sagen. Ja, sie sagte nicht einmal ein Wort, daß niemand den Schnee von den Füßen abtrappte, und der Stubenboden war wie ein kleiner See; sie legte nur immer wieder frische Laken auf den Boden und wand sie still aus in einen Kübel, den sie vor der Tür ausschüttete.

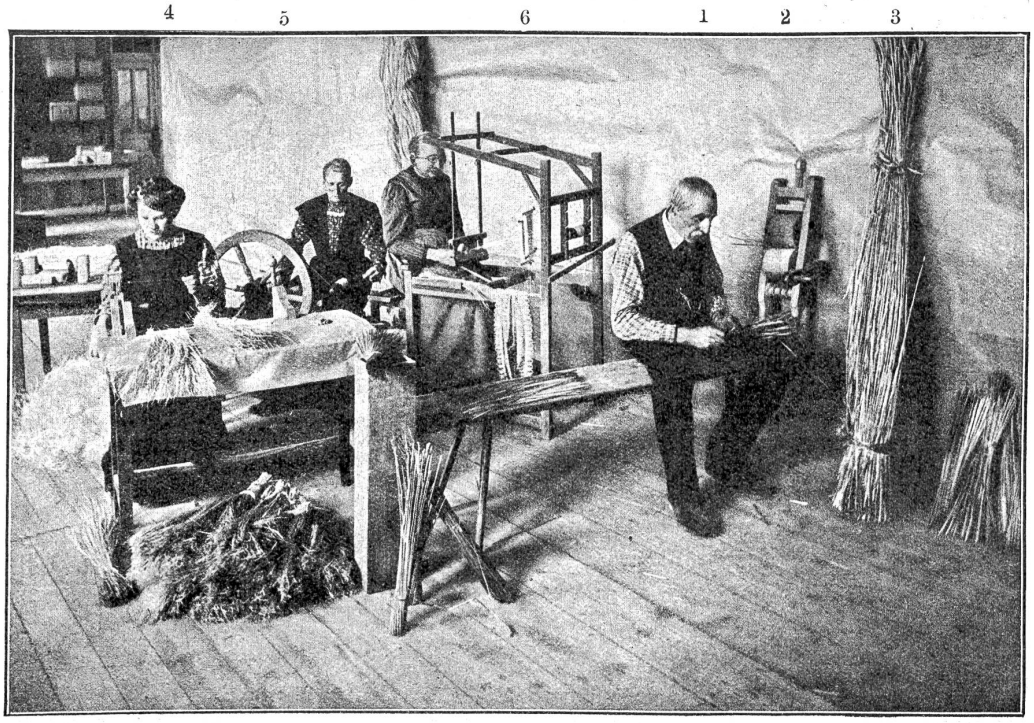
Die Leegart zog den Schemel, worauf sie ihre Füße gestellt hatte, fester an sich, damit keine von den Frauen, die sich um den Tisch setzten, daran teilnehmen könnten; denn die Leegart ist's nicht gewohnt, in nasser Stube zu sitzen und dazu noch in solch einer Wachtstube, wie heute die des Schilder-David war.

Die Schilder-Davidin unterhielt dabei beständig ein mächtiges Feuer im Ofen; es war eine Hitze zum Braten und die Leegart verstand es, eine große Zuhörerschaft, vor allem sich selber, wachzuhalten.

Während alles hinausstürmte in Nacht und Schneegestöber, in Felsen und Schluchten, und das ganze Dorf aus der Ordnung gekommen war, blieben nur zwei Dinge fest und hielten gleichen Takt: das war die Uhr auf dem Kirchturm und die Leegart vor ihrem Nähkissen.

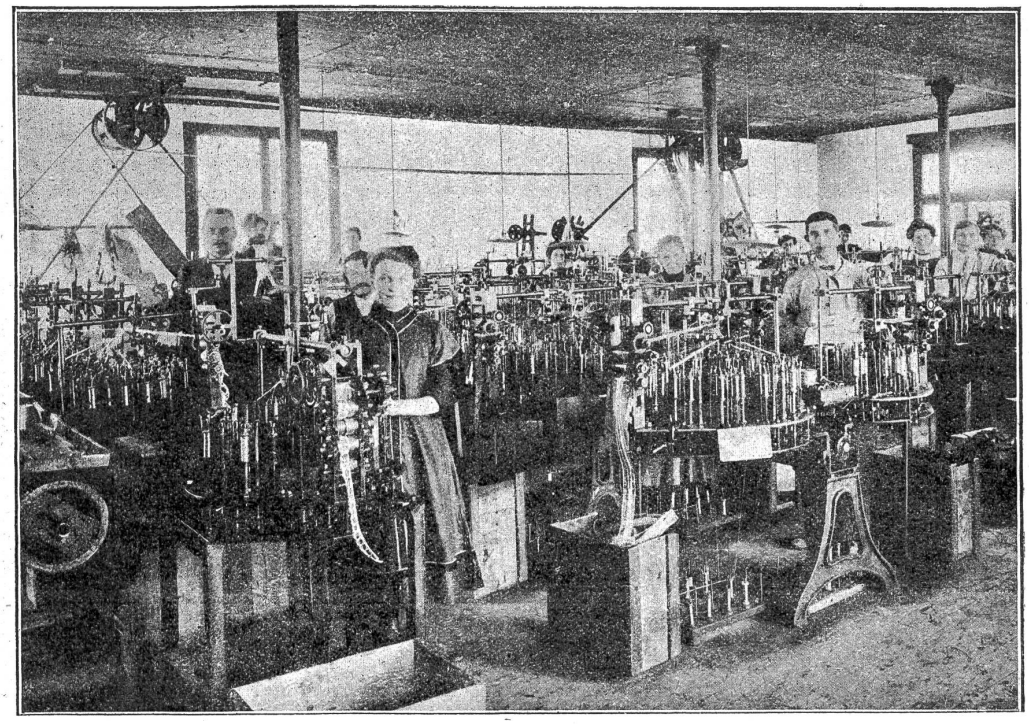
Martina hatte mit den Männern die Stube verlassen, es waren aber noch mehrere Frauen da; sie jammerten, daß sich ihre Männer der Lebensgefahr aussetzten um eines einzigen Kindes willen und vielleicht ihre eignen Kinder dadurch in Elend und Not setzten. Die Leegart aber, indem sie ihren Faden wichste, sagte: „Ja, im Walde verirren, das ist schrecklich, ich kann auch davon erzählen, es ist mir einmal im Leben passiert, aber ich habe genug an einem Male. Nur um gotteswillen nie, nie sich verleiten lassen, einen näheren Weg durch den Wald zu gehen, wenn man ihn nicht kennt. Der nähere Weg ist des Teufels Weg. Hab' ich recht oder nicht? Zum Teufel hat man immer am nächsten. Ich denk' noch daran als wenn's heute wär', und wer weiß, ob nicht der arme Joseph denselben Weg geht; ich bin auch da hinuntergegangen und der Hutmacher hat ihn ja bei der breiten Buche getroffen, dorthin kommt man. Gott verhüte, daß er meinen Weg machen muß, wie ich dorthin gekommen bin. Es war am Sonntag nach Johanni, nein, am Montag, aber es war ein Feiertag, Peter und Paul war's, wir feiern ihn nicht, aber die Katholischen. Ich gehe also bei heiter hellem Wetter von daheim fort, habe nichts bei mir als in einem Tüchle einen samtnen Mutzen für des Holderbauern Tochter von Wengern, wißt ihr, die jetzt Wittfrau ist; man sagt, sie heirate einen ganz

jungen Menschen aus der Gegend von Neustädtle, sie ist schon zwei Sonntag nacheinander in Neustädtle gewesen und soll mit ihm zusammengekommen sein. Sie ist nicht gescheit, daß sie so einen jungen Menschen nimmt. Damals war sie noch Braut von ihrem ersten Mann, der war ein Brudersohn vom Heidenmüller, vom alten mein' ich. Ich geh' also fort, zuerst dem Tal nach. Es war ein gutes Jahr, wir haben lange kein solches gehabt; Regen und Sonnenschein, wie man's nur braucht. Im Wald treffe ich noch des Straßenknechts Kinder an, den Bub und das Maidli. Der Bub ist Soldat gewesen und ist hernach bei den Freischärlern erschossen worden. Das Maidli ist im Elsaß, sie soll gut verheiratet sein. Sie hüten da an der Hecke, wo es die vielen Haselnüsse gibt, eine alte und eine junge Geiß. Und da frage ich die Kinder, ich weiß nicht warum, ob's nicht einen nähern Weg gibt nach Wengern. Freilich, sagen die Kinder, ich solle nur oben nicht den breiten Weg, ich solle bei den Wacholdersträuchern links durch den Wald gehen. Ich will nun, es soll mir eins von den Kindern den Weg zeigen, bis ich nicht mehr fehlen kann. Ich weiß nicht, es hat mir schon was geahnt. Aber die Kinder sind so dumm, es hat keins allein gehen wollen und miteinander auch nicht. Ich gehe also fort, und wie ich oben im Wald bin, da, wo jetzt der Rößleswirt seine Aecker hat — damals war's noch Wald weit hinein —, schreie ich nochmals zu den Kindern hinab, ob ich auf dem rechten Weg sei, und sie schreien: ja! So wenigstens, glaub' ich, habe ich gehört. Ich gehe also fort, und es ist recht kühl gewesen im Wald; es ist grad gut, daß ich jetzt im Wald bin, jetzt fängt es draußen an heiß zu werden, es war gegen zehn Uhr, und hier ist noch frischer, kühler Morgen. Wenn man so viel sitzen muß, tut einem so ein Gang gar wohl, und damals bin ich noch jung gewesen und habe springen können wie ein Füllen. An einer Hagebuche ist alles voller Erdbeeren gestanden; ich esse ein paar, halte mich aber nicht lange auf und mache, daß ich fortkomme. Ich steig' und steig' und weiß nicht wie lange und sehe nirgends hinaus und der Weg geht bald bergauf, bald bergab. Was ist denn das? Bin ich auf einem Holzweg? Man sagt im Sprichwort von einem, der den falschen Weg geht, er ist auf dem Holzweg. Und so ist's auch. Der Holzweg führt nicht zu Menschen. Ich hab's noch nicht gewußt, aber ich hab's erfahren und hab's teuer bezahlt. Ach was, denk ich, die Zeit wird dir nur lang und von dem vielen Sitzen wird dir jeder Weg zuviel. Ich bin aber doch müde, ich setz' mich nieder. Da huschelt was und raschelt was, es fällt ein dürrer Zweig vom Baum: schau, schau, ein Eichkätzchen. Es hängt am Baumstamm und guckt mich mit seinen wunderfitzigen Augen an und macht ein spitzes Maul. Ich sehe ihm nach, wie es den Baum hinaufkräbselt, und jetzt sind zwei da, sie spielen Fangerles miteinander. Hui, wie schnell! Bald hüben, bald drüben. Ich muß sagen, ich habe viel Freude an den Tierchen und das habe ich meiner Mutter zu danken. Hundertmal hat sie uns gesagt: Kinder, paßt auf alles auf, dann habt ihr überall Freude, wo ihr geht und steht, und es kostet nichts, und man weiß nicht, wozu es einem einmal gut ist, wenn man auf alles ordentlich achtet. Aber man soll sich doch auf dem Weg durch nichts so aufhalten lassen; das macht leicht irr. Ich gehe weiter und komme durch einen jungen Tannenwald. Der steht so dick, da ist es ganz finster drin, aber schön kühl. Da liegt was. Was ist denn das? Es ist ein Hirsch, der schläft. Vor Schreck schreie ich und der Hirsch wacht auf und guckt mich nur so an mit seinen großen Augen, wie wenn er sagen wollte: du dummes Ding, was störst du mir meinen Mittagsschlaf? Ich renne was ich kann davon; ich mein', der Hirsch kommt hinter mir drein, und ich meine, ich spüre es schon, wie er mich auf die Hörner nimmt und den Berg hinunterwirft, und wenn ein dürrer Ast vom Baum fällt, erschreck' ich, daß mir alle Glieder zittern. Gottlob, jetzt ist der Wald aus, und so viel tausend und tausend Schmetterlinge hab' ich mein Lebtag nicht gesehen, als da gewesen sind, und die Wiese ist ganz rot. Ich bleib' stehen, ich hab' meine Freude daran. Eine Gabelweihe fliegt oben hoch am Himmel und schreit und ich schau' dem Vogel zu, wie er fliegt. Schön ist's, das muß man sagen, es ist wie wenn er nur schwimmen tät in der Luft. Jetzt aber fort! halt' dich nicht auf! und jetzt ist's gut, da ist ja ein kleiner Fußweg. So denk' ich, jetzt ist's gewonnen, jetzt bist du wohl daran, da sind wieder Menschen. Es liegt ein beinerner Knopf am Weg, ich heb' ihn auf und steck' ihn in die Tasche, und das war gut, ich hab's ganz vergessen gehabt, daß ich noch ein Stückle Brot in der Tasche habe; das schmeckt jetzt prächtig, besser hat mir noch kein Hochzeitsessen geschmeckt. So im wilden Wald kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, daß die Menschen Korn säen und ernten und dreschen und mahlen und backen. Der Weg ist so eng, daß ich immer die Zweige wegtun muß, um durchzukommen. Und tief geht's daneben hinunter und jäh wie an einem Dach. O lieber Gott, wenn jetzt ein schlechter Mensch käm' und raubt' dich aus und wirft dich da hinunter; da fände dich niemand wieder. Nein, nein, ich tät ihm sagen: da, da hast du alles, was ich hab'; da mein messingener Fingerhut und fünfzehn Kreuzer, da hast du alles, jetzt laß mich gehen und ich schwöre dir einen Eid, daß ich dich nicht verrate. Muß ich so einen Eid aber halten? Ich mein', wegen anderer Menschen muß ich angeben, was mir geschehen ist, daß nicht noch andere auch so ausgeraubt werden. In der Angst fange ich an zu singen, und ich mag mir den Kopf herunterreißen, es fällt mir kein frommes Lied ein als nur das einzige „Das Grab ist tief und stille" und das ist so traurig. Ich singe lustige Lieder, Schelmenlieder, und doch zittert mir das Herz vor Angst. Gottlob, so, jetzt bin ich oben, es geht eine weite, schöne, ebene Wiese fort. Aber heiß ist mir's gewesen, fürchterlich heiß. Meine Backen brennen und ich bin wie aus dem Wasser gezogen. Es läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht ausschnaufen. Und auf der Wiese ist ein Gesumme von tausend und abertausend Bienen. O heiliger Gott! Wenn du jetzt in ein Wespennest trätest und sie fliegen auf und auf dich zu und du bist wie betrunken. Meine Mutter hat mir erzählt, wie das ist: man ist wie betrunken, und da gibt's gar keine Hilfe, wenn man nicht ins Wasser springt. Und hier ist nirgends Wasser. Ja, wenn nur Wasser da wäre, ich hab' so grausamen Durst. Was ist denn aber das? Da hört ja der Weg auf? Und da geht's tief hinab. Und das sind die mächtigen, wilden Felsen. Bin ich denn auf den Felsen im Rockental, wo seit Erschaffung der Welt noch kein Menschenfuß hinaufgekommen ist? Da liegen die schönsten Baum-



Aargauische Strohindustrie: 1. Ausschneiden der Halme. 2. Flechtreibe. 3. Schaube aus Roggenstroh. 4. Arbeit am Drahträdchen. 5. Handspulrad. 6. Handwebstuhl.

stämme und verfaulen und kein Mensch kann sie holen. Nur die Vögel wissen, wie es da oben aussieht. Nein, so weit bin ich noch nicht, aber da hinab kann doch mein Weg nicht gehen. Ich rufe: lieber Gott, wo bin ich? — Und so schauerlich schön habe ich noch keinen Widerhall gehört: Wo bin ich? Wo bin ich? Wo bin ich? Gewiß siebenmal klingt's wider, und so, wie wenn eines den Ton hinaufziehen tät in den Himmel, weit, lang; das kommt von den Felsenwänden und den Schrunden, das klingt wie lauter Musik, wie wenn eines die Worte singen tät, hat aber einen längeren Atem als ein Mensch. Ich rufe die Namen von allen Menschen, die ich lieb habe und die mich lieb haben. Ich rufe und rufe, ich habe alle Menschen lieb. Wenn man so in Todesgefahr ist, da hören alle Händel auf. Ich rufe und rufe, aber es hört mich niemand, keine Menschenseele. Es nutzt nichts. Mach dich auf! Ich suche. Richtig! Da geht ein anderer Weg nochmals durch den Wald. Aber wie ich weiterkomme, geht der auch wieder links ab. Ich denk' aber: jetzt bleibst du drauf und gehe fort. Aber da komme ich wieder an eine Bergwand und da ist kein Weg mehr, ich gehe über die Matte weg und auf einmal stehe ich vor einem Abgrund, da geht es kerzengrad hinunter. Ich springe was ich kann wieder zurück; es schwindelt mir und ich spüre es noch, wie der Abgrund an mir reißt und mich hinunterzerren will. Da stehe ich und danke Gott, daß ich doch noch auf festem Boden bin. Eine Goldammer sitzt oben auf dem Baum neben mir und singt: 's ist, 's ist, 's ist — so früüüh! Und wie ich zu dem Vogel aufschaue, fliegt er davon nach dem jenseitigen Berg. Die Goldammern machen immer einen Katzenbuckel beim Fliegen, sie fliegen höher als der Ort ist, wo sie hin wollen, und dann lassen sie sich niederfallen. Ja, so ein Vogel hat's gut, für ihn gibt's kein „Berg und Tal". Wenn ich nur auch so fliegen könnte! — Ich wende mich rechts. Gottlob, drüben am Berg sind Felder und das Tal ist wie eine Mulde, wie ein Kessel. Aber, o mein Gott, bin ich denn auf dem Totenhof? Ich mein' ich seh' drüben einen Holunderbusch, und der ist doch nur, wo Menschen sind oder gewesen sind. Ja, der Holunder am Boden und die Schwalbe in der Luft zeigen an, daß da Menschenwohnungen sind. Aber ich sehe kein Haus und alles hat so einen unheimlichen Schimmer wie damals bei der Sonnenfinsternis; es ist nicht Tag und nicht Nacht und die Bäume und die Berge zittern vor Angst. O weh! Ich bin auf dem Totenhof. Da hat vor hundert und hundert Jahren ein reicher Bauer gewohnt, so reich und so gottlos, und er und seine Frau und seine Kinder haben sich alle Tage in Milch gebadet und keinem Armen ein ein Tröpfle gegeben; die waren noch schlimmer als die Röttmännin. Damals aber hat unser Herrgott noch dreingeschlagen, und an einem Sonntag, wie sie auf der Wiese mit Käslaiben Ball spielen, da hat sich die Erde aufgetan und den ganzen Hof verschlungen, Mensch und Vieh. Es soll eine Zeit geben, wo alles wieder aufwacht und auf eine einzige Stunde sich zeigt. Es ist nicht recht, man soll den Kindern keine solche Geschichten erzählen; das macht abergläubisch. Ich bin nicht abergläubisch und es ist ja Tag. Aber die Sonne ist nicht am Himmel, nichts als schwarze Wolken, und die Haare sind mir zu Berge gestanden. Und das Schrecklichste ist mir immer gewesen, nicht die Menschen, wenn sie wieder aufwachen, aber wenn da die Hunde aus dem Boden herauskommen und auf einmal zu bellen anfangen, das ist doch schrecklich. Es ist alles nicht wahr! schrei ich ins Tal hinein, und das hat mir Mut gemacht. Ich denk' aber doch, das Gescheiteste wäre, du kehrtest um, du mußt ja heute nicht nach Wengern; ja, aber umkehren ist gerade so weit und du weißt ebensowenig einen Weg heim, als wenn du jetzt weitergehst. Ich hätte mich geschämt vor den Leuten, wenn ich hätte sollen zurückgehen und sagen, ich bin verirrt gewesen. Also fort! Kommst du nicht nach Wengern, so kommst du doch zu Menschen. Laß nur keinen Aberglauben mehr über dich kommen, und es ist ja heller Tag, und heute nacht ist Vollmond, da kannst du heim, wenn du ausgeruht bist, oder kannst auch in Wengern bleiben. Es wartet ja niemand auf dich. Ich stehe ja leider ganz allein da. Und das ist mir jetzt schwer aufs Herz gefallen, daß ich so allein auf der Welt bin. Niemand fragt nach mir und niemand weint, wenn ich verloren bin. Ich muß sagen, ich hab'



Aargauische Strohindustrie: Flechtsaal mit eisernen Flechtmaschinen.

selber fast weinen müssen. Aber nein, das ist unrecht, ich hab' noch Menschen, die nach mir fragen, und wie bang wird es ihnen sein, wie werden sie sich freuen, wenn ich ihnen erzählen kann, wo ich überall gewesen bin. Ja, ist's denn nicht bald aus? Es ist schon genug; ich habe schon genug zu erzählen. Und müd, grausam müd bin ich gewesen. Aber das ist jetzt nichts, du mußt fort. Ich höre einen Bub jodeln, drüben am Berg. Es ist mir gewiß nicht zum Jodeln gewesen in meiner Herzensangst, aber ich jodle auch und ich kann's gut; in meiner Jugend habe ich alle überschrien, man hat mich auf eine Stunde Wegs gehört."

Die Leegart legte die Hand an die Wange und ließ jenen gellen Waldruf vernehmen, der wie eine zackige Bergesspitze aufsteigt und in scharfen Absätzen wieder niederfällt zu Tal. Sie konnte für ihre Jahre noch mächtig ihre Stimme erheben.

Die Schilder-Davidin, die von der ganzen Erzählung bisher nichts gehört, sprang von der Ofenbank auf und fragte: „Ums himmelswillen, was gibt's?" Die zuhörenden Frauen und Leegart hatten viel Mühe, sie zu beruhigen und ihr zu erklären, warum Leegart so laut geschrien habe. Die Alte setzte sich wieder still auf ihre Bank und murmelte vor sich hin: „Ich bin ausgeruht. Wenn ich nur meine ausgeruhten Füße meiner Martina leihen könnte!"

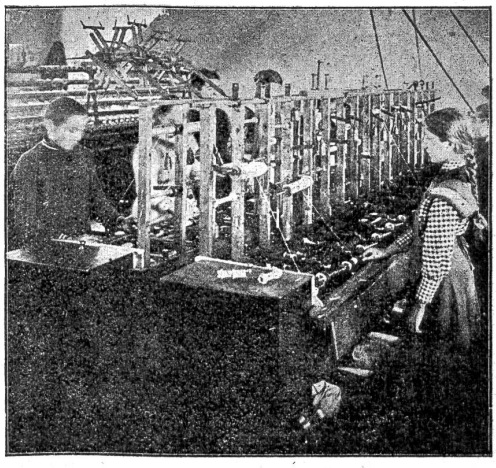
(Fortsetzung folgt.)

Die aargauische Strohindustrie.

Mit ihrer jährlichen Ausfuhr im Werte von zirka 10 Millionen Franken nimmt die schweizerische Strohindustrie nur eine sehr bescheidene Stellung ein unter den Ausfuhrindustrien unseres Landes. Doch wer wollte behaupten, daß ihre Produkte, die Strohhüte zumal, und unter ihnen insonderheit die Damenhüte in unserem Leben eine unbedeutende Rolle spielten? Wohl das Gegenteil trifft zu. Darum mag es unsere Leser und Leserinnen interessieren, etwas von der Industrie zu vernehmen, die unseren Modelaunen so dienstfertig entgegenkommt.

Die aargauische Strohindustrie — sie übertrifft die freiburgische (Greyerz) und tessinische an Ausdehnung bei weitem — erzeugt nur zum kleinen Teil fertige Strohhüte, sondern sie hat sich auf die Herstellung von Stroh- und andern Geflechten eingerichtet, die bloß das Rohmaterial der Hutfabrikation darstellen. Diese Geflechte werden hauptsächlich in den größern Strohhut-Fabrikationswerkstätten von Paris, London, Wien, Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg verarbeitet.

Der Rohstoff der aargauischen Strohflechterei war früher ausschließlich das Roggenstroh. Heute ist er es nur zum kleinsten Teil. Der Roggen wird in der Blüte geschnitten. Dann schneidet man die Halme zwischen den Knoten heraus (Abb. S. 311, 1.), sortiert die Stücke nach Länge und Dicke und zerteilt sie mit einem eigens dazu eingerichteten Messer in schmale Streifen. Diese Strohhalmstreifchen werden gefeuchtet und zwischen Walzen durchgezogen, um sie zu festigen. Sie bilden nun das Material, aus dem die Flechterinnen von Hand schmale Flechten oder Tressen von meistens 10 Metern Länge herstellen. Oder man dreht mittelst einer Art Spindel mehrere dieser schmalen Strohstreifchen zu einem Schnürchen zusammen (Abb. S. 311, 4.), die ihrerseits wieder den Rohstoff für Geflechte aller Art abgeben. Die Spezialität der Aargauer Strohindustrie sind



Aargauische Strohindustrie: Spulmaschine (Manilahanf; vorn zwei leere Klöppelspulen).

die Phantasiegeflechte, die einzig durch ihre Qualität die Konkurrenz ausländischer Fabriken bis heute zu ertragen vermochten.